

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Mathias Eick: Ravensburg; Mathias Eick (tp, voice), Håkon Aase (viol), Andreas Ulvo (p), Audun Erlien (e-b) u. a. ECM / Universal

Es gibt Platten, die derart vielschichtig sind, dass man sie am besten mehrmals hintereinander hört. Und sich dabei jeweils auf andere Aspekte im Klanggeschehen konzentriert, um sie schließlich wie Puzzleteile zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Das nach dem Herkunftsort einer seiner Großmütter benannte „Ravensburg“ des norwegischen Trompeters Mathias Eick ist ein solches Album.

Konzeptionell beschäftigen sich fast alle Tracks mit dem Thema familiärer Beziehungsgeflechte, darauf deuten Titel wie „Family“, „Children“, „Parents“ usw. hin. Weshalb es eine gute Idee ist, „Ravensburg“ auf instrumentale Paarbildungen hin zu hören. Gibt doch der junge Violinist Håkon Aase improvisationssicher den Gegenspieler zu den duftig-hypnotischen Trompeten-Lines seines 39-jährigen Bandleaders, was zu flirrend-intensiver Melange beider Instrumente führt. Fast noch spannender ist es, den unglaublich zart gezeichneten Strukturen der Filigran-Trommler Helge Andreas Norbakken und Torstein Lofthus zu folgen, die hier zu faszinierender Einheit finden. Dass Andreas Ulvo am verträumten Flügel sowie der am E-Bass sanft pulsierende Audun Erlien jeweils als Solitär erscheinen, stimmt nur bedingt. Denn auch diese beiden tändeln natürlich genüsslich mit Geige, Trompete und Drums, wobei sich ganz organisch reizvolle Zwiegespräche in diversen Konstellationen entwickeln.

Man blickt auf Mathias Eicks hymnische Klangwelten wie in ein Kaleidoskop, freut sich an feinen Farbenspielen in delikat schillernder Leuchtkraft und wird von dem harmonischen Flow des hochspannend kommunizierenden Sextetts immer wieder aufs Neue freudig beglückt. Denn dieses traumhafte Album überwältigt stille Genießer schlicht emotional, während es gleichzeitig analytischen Feingeistern unzählige entdeckenswerte Details offeriert, die sich perfekt zu einem grandiosen Hörerlebnis addieren.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

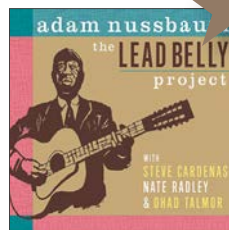
Wayne Escoffery: Vortex; Wayne Escoffery (ts), David Kikoski (p), Ugonna Okegwo (b), Raph Peterson jr. (dr) Sunnyside / GoodToGo

Aus den Liner Notes von Wayne Escofferys Album „Vortex“ erfährt man einige der Beweggründe, die zu dem neuen Album des Tenorsaxofonisten geführt haben. Eindringlich schildert der 1975 in London geborene Musiker, der kurze Zeit später mit seiner Mutter in die USA emigrierte, seine Erfahrungen als Heranwachsender und nimmt auch zur derzeitigen Situation in den Vereinigten Staaten Stellung. Diskriminiert vom Rassismus, den er von der weißen Bevölkerung erfuhr, aber auch von Afroamerikanern, denen seine Hautfarbe zu hell war, fand er als Künstler dennoch seinen Weg. Das demonstrierte Escoffery mit hervorragenden Beiträgen in der Mingus Big Band und in den Gruppen des Trompeters Tom Harrell.

Die aktuellen, mit der Wahl des derzeitigen Präsidenten zusammenhängenden Entwicklungen veranlassten den Saxofonisten, mit den Themen seines Konzeptalbums ein musikalisch-sozialkritisches Statement zu veröffentlichen. Vor diesem Hintergrund wirkt seine Musik im Vergleich zu den in den 1960er-Jahren ähnliche Missstände anprangernden Platten des Saxofonisten Archie Shepp oder dem Art Ensemble of Chicago ziemlich unaufgeregt. Stattdessen präsentiert Escoffery mit seinem exzellent besetzten Quartett eine spannende Neobop-Session.

Im Albumtitel erinnert er mit rasanten Chorussen an John Coltranes Spielweise, deren spirituelle Dramaturgie von ihm in dem darauffolgenden „Judgement“ weiter ausgereizt wird. Wesentlich eigenständiger klingt sein Solo in „Acceptance“: Inspiriert von David Kikoskis glitzerndem Piano-Solo, Ugonna Okegwos soliden Bassstrukturen und den Latin-Jazz-Rhythmen des Drummers Ralph Peterson Jr. kreiert Escoffery aparte, den Erzählfluss abrundende Melodielinien. Ebenso prächtig klingen seine Improvisationen in den Originals „The Devil's Den“ und in der Ballade „In His Eyes“, bei der Trompeter Jeremy Pelt als Gastmusiker zum Quartett stößt.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Adam Nussbaum: The Leadbelly Project; Ohad Talmor (ts), Steve Cardenas, Nate Radley (g), Adam Nussbaum (dr) Sunnyside / GoodToGo

Ganz weit zurück, bis an die Wurzeln der afroamerikanischen Musiktradition, geht Schlagzeuger Adam Nussbaum bei seinem Debüt als Leader, das Resultat ist ein überaus heutiges Album. Dafür nimmt er sich Songs aus dem umfangreichen Repertoire von Huddie Ledbetter (alias „Leadbelly“, „Lead Belly“) vor, dem einflussreichsten Barden des ländlichen Blues und Folk. Bei ihm ist der Blues nicht zu zwölf Takten standardisiert, sondern kennt vielfältige Formen und mischt sich mit Worksong, Ballad und Country. So mancher der Songs, die er im Staatsgefängnis von Louisiana den Feldforschern John und Alan Lomax aufs Tonband spielte, wurde von Folk-/Rock-/Pop-Interpreten jeder Couleur gecovert, von Lonnie Donegan und Frank Sinatra („Goodnight, Irene“) über Ram Jam („Black Betty“) bis Nirvana („Where Did You Sleep Last Night?“).

Songs wie diese wählt Nussbaum, der schon als Kind von den Leadbelly-Platten in der Sammlung seiner Eltern angetan war. Für das Tributprojekt stellte er mit dem Tenoristen Ohad Talmor sowie den Gitarristen Steve Cardenas und Nate Radley ein unorthodox besetztes Quartett (kein Bass!) zusammen. Wobei die Entscheidung für zwei Gitarristen aber Sinn ergibt, da Leadbelly in aller Regel eine Zwölfsaitige spielte. Jetzt weben die beiden Sechssaiter ein Geflecht aus Linien und Sounds, über dem das Tenor sich ausbreiten kann wie einst Leadbellys mächtige Stimme. Überhaupt setzt Talmor statt auf Melodielinien eher auf rufartige Wiederholungsmotive. Eingangs meint man gar eine unbegleitete Bluesharp zu hören, bis man realisiert: Es ist das Saxofon („Old Riley“). Einen kleinen Touch Reggae erhält das zum Klassiker gewordene „Bottle Up And Go“, rockig kommt Nussbaums Original „Sure Would Baby“, derweil sein „Insight, Enlight“ etwas Kontemplatives hat. Und mit „Goodnight, Irene“ endet das Ganze schwebend im Walzertakt.

Berthold Klostermann



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Richie Beirach: Inborn; Richie Beirach (p), Randy Brecker (tp, flh), Michael Brecker (ts), John Scofield (g), George Mraz (b), Adam Nussbaum (dr)
Jazzline / GoodToGo (2 CDs)

Fast 30 Jahre ist es her, dass diese Aufnahmen entstanden, ihr Erscheinen lässt noch heute das Herz höher schlagen. Ein Blick aufs Cover (Ulf von Kanitz) weckt Erinnerungen an das längst erloschene Label CMP, auf dem Richie Beirach damals veröffentlichte – solo, mit Dave Liebman, dem Quartett Quest. Ex-CMP-Chef Kurt Renker war es auch, der dieses Album produzierte und jetzt die Rechte zurückerwarb. Nicht nur Beirach-Fans werden es ihm danken. Hatte doch der seinerzeit 42-jährige Pianist/Komponist eine wahre All-Star-Besetzung bei sich: keine feste Band, sondern lauter Weggefährten – mit den Brecker-Brüdern, John Scofield, George Mraz und Adam Nussbaum zugleich Top-Acts, deren Stern in der Folgezeit teils noch steigen sollte.

Dieses Doppelalbum wurde 1989 in New York an zwei Tagen eingespielt, live im Studio mit Gästen (CD 1) und als normales Studiodate (CD 2) – ein Mix aus Standards und Stücken von Beirach. Letztere standen teils an beiden Tagen auf dem Programm, und das ist in besonderer Weise mit Chet Baker verbunden. Der war im Jahr zuvor mysteriös umgekommen, in den späten 1970ern hatte Beirach in seiner Band gespielt und Nummern wie „Leaving“, „Broken Wing“ oder „Paradox“ zu Bakers Repertoire beigesteuert. Sie sind hier ebenso zu hören wie Bakers markenzeichenartiges „My Funny Valentine“, von Beirach subtil reharmonisiert und in einer betörenden Duoversion gespielt mit Randy Brecker, der sich eng an die Melodie hält, ohne groß zu improvisieren. Überhaupt tritt das halbe Dutzend Jazzcracks nie als Sextett in Erscheinung, nur in wechselnden Gruppen von Duo bis Quintett. Da zelebrieren Beirach/Mraz/Nussbaum als Pianotrio die hohe Balladenkunst („Some Other Time“, „Young And Foolish“), und ein Quintett mit Brecker und Scofield nimmt sich Beirachs „Paradox“ gleich doppelt vor – einmal rasant und einmal umso relaxter.

Berthold Klostermann



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Paolo Fresu Devil Quartet: Carpe Diem; Paolo Fresu (tp, flh), Bebo Ferra (g), Paolino Dalla Porta (b), Stefano Bagnoli (dr)
Tuk Music / Edel

Als vor sechs Jahren mit „Alma“ ein fabelhaftes Duo-Album des italienischen Trompeters Paolo Fresu und dem kubanischen Pianisten Omar Sosa erschien, war für Plattenkäufer die Verwirrung groß. Gab es das Original in todschicker Überformat-Kartonage doch auf Fresus eigenem Label Tuk Music, aber auch als Import von Bonsai Music (Frankreich) und Ota Records (Kalifornien) sowie vom italienischen Label Ponderosa – und dies obendrein zu höchst unterschiedlichen Preisen. Obwohl der Vertriebsweg immer noch etwas kurvig erscheint, sollte der Dealer Ihres Vertrauens nun das neueste Album des famosen „Paolo Fresu Devil Quartet“ mit Leichtigkeit besorgen können.

Um es gleich zu sagen: „Carpe Diem“ gibt, was es verspricht – unbeschwerten Genuss zu jeder Tageszeit. Ein höllisches Vergnügen in göttlicher Strahlkraft, was nota bene vor allem an Fresus sparsamer, schnörkelloser Linienführung auf dem hier bevorzugten Flügelhorn liegt. Was sonst oft raffiniert elektronisch angefettet wird, leuchtet diesmal in purer Schönheit, wobei sich der 57-jährige Sarde gelegentlich mit schneidender Trompete als zweite Stimme selbst duelliert. Hinter seinen ergreifenden, oft von zarter Melancholie geprägten Melodien freilich geht es wirkmächtig ab, zeichnen Paolino Dalla Porta (Bass) und Stefano Bagnoli (Drums) polyrhythmisch vertrackte Strukturen, die dem Wohlklang faszinierend Ecken und Kanten geben.

Auch der teuflische Gitarrist Bebo Ferra, dessen Stücke den von allen komponierten Reigen der 14 Tracks eröffnen, verzichtet für „Carpe Diem“ auf Strom und zaubert rein akustisch, was sich perfekt ins subtil brodelnde Geschehen einwebt. Dass man dabei mal an den frühen Pat Metheny, mal an Ralph Towner denkt, zeigt nur seine stilistische Bandbreite, mit der er zwischen perlenden Lines und packenden Einwüfen oszillierend stets trefflich das Momentum beflügelt. Die Intensität dieses Albums ist magisch, der Klang entrückend.

Sven Thielmann



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Jakob Bro: Returns; Jakob Bro (g), Palle Mikkelborg (tp, fl-h), Thomas Morgan (b), Jon Christensen (dr); ECM

Willst du was gelten, mach' dich selten. Lange kam nichts mehr von Palle Mikkelborg, der ab 1978 brillante Alben mit Terje Rypdal, Dino Saluzzi, L. Shankar und Jan Garbarek einspielte – und federführend an Miles Davis' Orchesteropus „Aura“ mitwirkte. In der letzten Dekade war es still geworden um den Dänen mit der idealen Trompeterfigur (untersetzt, breite Brust), während sein Partner Jon Christensen mit Palles Landsmann Jakob Bro 2013 das Album „Gefion“ einspielte. Jon und Palle bot der Gitarrist drei Jahre danach in Oslo die Gelegenheit, bei „Returns“ mitzuwirken. Zeitlupenmusik in Pastelltönen, inspiriert um das Thema Rückkehr kreisend, kam dabei heraus.

Thomas Morgans Bass mit Beckenschlägen zu erleben, die im fast neunminütigen „View“ wie Regentropfen klingen, kann einen innerlich völlig umkremplein. Seit Jakob Bro mit dem Bassisten die Alben „Gefion“ und „Streams“ machte, die Bro viel Zuspruch und obendrein bis heute viele Gigs einbrachten, sind sie unzertrennlich. „Returns“ ist wieder eine Hymne auf die Stille und Kontemplation, ein behutsames Öffnen der Klangräume, ausgeleuchtet von Interaktionen, die ein heute selten gewordenes Wort umzusetzen scheinen: Wohlwollen. Mikkelborgs Trompete und Bros Gitarre, die ihr wie ein Schatten folgt – welch ein Hörgenuss.

Der Begriff des Traumtänzers mag im Deutschen negativ konnotiert sein – dieses Treffen verwandter Geister deutet ihn ins Positive um. Zwar enthält das Album keine so geniale Melodie wie „Heroines“ (vom Album „Streams“), aber das ist hier nebensächlich. Einen starken Sog entwickelt auch dieser Zyklus. Ob sich der narrative Faden entspinnt, hängt von der Empathie des Zuhörers ab. Das nächste wird übrigens ein Live-Album des Trios aus „Streams“ mit Drummer Joey Baron sein. Aus den Titelüberschriften ließe sich vielleicht dieses Tableau benennen: „Strandbild von Hamsuns Jugend im Oktober in Lyskaster“.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

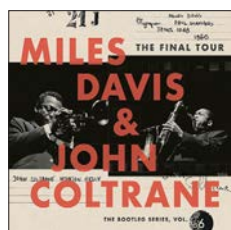
Lisa Wulff Quartett: Wondrous Strange; Adrian Hanack (ts, fl), Martin Terens (p, el-p), Lisa Wulff (b), Silvan Strauss (dr); Gast: Birgid Jansen (voc); Laika / Rough Trade

Mit bemerkenswert eigenständigen Klängen lässt das Quartett der Hamburger Kontrabassistin Lisa Wulff aufhorchen. Die 28-Jährige war Schülerin der beiden Basskoryphäen Detlev Beier und Lucas Lindholm, ist seit Abschluss des Studiums mit eigenen Bands unterwegs und zudem als Studiomusikerin und Begleiterin gefragt. Nach Produktionen mit der NDR Bigband und Zusammenarbeit mit allerhand Jazzgrößen (Nils Landgren, Wolfgang Haffner, Christof Lauer, Bob Mintzer, Randy Brecker) holte sie jetzt Rolf Kühn, den Grandseigneur der modernen Jazzklarinette, in sein neu gegründetes „Yellow + Blue“-Quartett.

In ihrem eigenen Quartett bringt Wulff naheliegenderweise ihre eigene Musik nach vorn und erweist sich dabei als originelle Komponistin. „Lisas Stücke haben viele Winkel und Geheimgänge,“ meint Drummer Silvan Strauss, „die man sich nach und nach erschließt. Dabei lässt sie es uns offen, ihre Stücke zu formen und zu verformen. Das funktioniert natürlich nur, wenn man sich blind vertraut.“

Auf dem zweiten Album des Quartetts, funktioniert das zweifellos. „Wondrous Strange“ bietet facettenreiche Kompositionen mit überraschenden Wendungen und unerwarteten Verläufen. Schon der Opener „In My Head“ ist ein Beispiel dafür, wie die „klassische“ Besetzung Sax/Piano/Bass/Drums mit einem Mal ganz hip und aktuell klingen kann, mit sphärischen Fender-Rhodes-Sounds, hibbeligen Breakbeats und Lisa Wulf an ihrem Zweitinstrument, dem Sopranbass, der um eine Oktave höher gestimmt ist als ein gewöhnlicher E-Bass und mitunter klingt wie eine butterweiche Gitarre. Im weiteren Verlauf hört man auch akustische Nummern mit Klavier und Kontrabass, federnd Swingendes und Balladeskes, Elegisches oder, mit einer Gastsängerin, Vokales. Der Titel „Wondrous Strange“ ist übrigens einer Biografie über Glenn Gould entlehnt. Hinhören lohnt sich.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

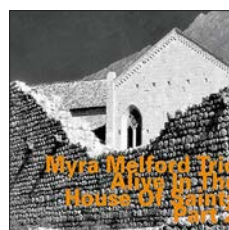
Miles Davis & John Coltrane: The Final Tour – The Bootleg Series Vol. 6; Miles Davis (tp), John Coltrane (ts), Wynton Kelly (p), Paul Chambers (b), Jimmy Cobb (dr); Columbia 4 CDs

Binnen weniger Monate kamen vier Meisterwerke zustande: „Porgy & Bess“, „Kind Of Blue“ und „Sketches Of Spain“ sowie „Giant Steps“. Zehn Tage nach Beendigung der „Sketches“ hatte Miles genug von der Studioarbeit. Und Trane wollte eine eigene Band leiten, worauf Miles ihn nur mit viel Mühe überreden konnte, ein letztes Mal mit auf Tour zu kommen. Beim ersten Konzert am 21.3.60 im Pariser „Olympia“ gibt es im 17-minütigen Opener „All Of You“ ein langes Tenorsolo, das in eine mehrstimmige Passage mündet, die Teile des Publikums irritiert. Gellende Pfiffe, aber auch Jubel. Trane lässt sich nicht beirren und schießt auch im Folgenden über tonale Grenzen hinaus. „Miles plays who he wants to be,“ sagte Art Farmer.

Die fantastische Rhythmusgruppe – mit dem Dreamteam aus Paul Chambers und Jimmy Cobb – kann mit einem einzigen Wort resümiert werden: Swing! Von den 22 Konzerten erschienen drei Mitschnitte aus Paris, Kopenhagen und Stockholm, zwar in Mono, jedoch in mehr als akzeptabler Tonqualität (schwer zu finden war lange Zeit das Kopenhagener Konzert, bei dem die Band relaxter wirkte als in Paris). Interessant ist neben den genialen Sololäufen der beiden Bläser, wie der Pianist Wynton Kelly – von dessen Anschlag Miles (der mit Lob für Kollegen sparsam umging) nachkommenden Pianisten immer vor schwärmte – im Laufe der Tournee nicht nur Coltrane unterstützt, sondern auch selbst immer waghalsiger im Solo agiert.

Fast jedes Konzert beginnt mit „So What“, und in der Stockholmer Version scheint sich der Tenorist förmlich selbst zu überschlagen, in wahnwitzig schnellen, in sich völlig logischen 16tel- und 32tel-Ketten. Wir erleben eine der größten Partnerschaften des Jazz, die letzten magischen Momente des legendären Quintetts, bevor drei der fünf so früh verstarben. Zurück in New York reichte John Coltrane dem Trompeter sofort die Kündigung ein.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Myra Melford Trio: Alive In The House Of Saints, Part 2; Myra Melford (p), Lindsay Horner (b), Reggie Nicholson (dr) hatOLOGY / Naxos

Da war jemand ein Scherzkeks. „Alive In The House Of Saints“? Nun, das Gros dieser Aufnahmen stammt aus einem Kulturhaus aus Heiligenhaus (NRW) namens „Der Club“, wo im Februar 1993 das Trio der Pianistin Myra Melford gastierte. Zwei Tage zuvor hatte es in Frankfurts Alter Oper weitere Takes eingespielt. Ein Teil der Gesamtausbeute erschien im selben Jahr als CD, eine erweiterte Fassung als Doppelalbum (2001), das jetzt in Form von zwei separaten CDs (Teil 1 erschien 2017) erneut auf den Markt kommt. Gut so, denn nach zwei Studioalben („Jump“, „Now & Now“) war dies das erste Live-Dokument des Klaviertrios, das sich 1990 im Umfeld des New Yorker Avantgardeclubs Knitting Factory formierte.

Vor dem Hintergrund der Hardbop-Renaissance jener Jahre, als große Labels en masse junge, gut ausgebildete, aber nicht unbedingt innovative Newcomer lancierten, stach Myra Melford geradezu als Ausnahmeerscheinung hervor. Ihr Klavierlehrer hatte ihr außer Klassik auch Boogie-Woogie nahegebracht, studiert hatte sie bei Gary Peacock, Don Pullen und Henry Threadgill, ermutigt wurde sie von Cecil Taylor. All diese Einflüsse verschmolz sie zu einer „polystilistischen“ Spielweise, deren Elemente auch im neuen, ungewohnten Kontext erkennbar bleiben.

Da münden Boogie-artige Bassfiguren in explosive Clusters, rasante Läufe in zarte Melodielinien, verhaltene Stimmungen in wuchtige Grooves. Die Pianistin intoniert oft bluesig, spielt aber nie „den“ Blues als Form. Von Threadgill lernte sie, ihre Kompositionen nicht nach dem Schema Thema-Chorus-Thema zu entwickeln, sondern aus motivischen Keimzellen heraus. Wobei Lindsay Horner und Reggie Nicholson ihr in traumhafter, gegenüber den beiden ersten Studiodates noch dichter Interaktion zur Seite stehen. Auch 25 Jahre nach Erstveröffentlichung hat „House Of Saints“ kein bisschen Staub angesetzt.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Larry Goldings, Peter Bernstein, Bill Stewart: Toy Tunes; Larry Goldings (org), Peter Bernstein (g), Bill Stewart (dr) Pirouet / NRW

Auch über ein halbes Jahrhundert nachdem Jimmy Smith mit elektrisierenden Hammond B-3-Sounds im Jazz für Furore sorgte, gibt es Bands, die mit Orgel-Gitarre-Drum-Besetzung dem Pionier folgen. Eine der beständigsten ist das bereits seit 1991 bestehende Trio um den Organisten Larry Goldings, der seine Spuren im heißen Funk-Ambiente Maceo Parkers verdiente. Seine Partner sind der Gitarrist Peter Bernstein und der Drummer Bill Stewart, deren kreative Einsätze ebenfalls in Gruppen prominenter Jazzmusiker auffielen. „Unser Ansatz wurde nie vom ‚Orgeltrio‘-Format diktiert, sondern von unseren individuellen Persönlichkeiten, von unserer breiten Palette an musikalischen Interessen, von unserem Wunsch hochinteraktiv zu sein und zusammen als Musiker zu wachsen“.

Inwieweit passt dieses Statement von Larry Goldings auf „Toy Tunes“, der zwölften Platte des Trios? Der erste Titel „Fagen“ ist dem Sänger und Keyboarder der Gruppe Steely Dan gewidmet. Wenn man diesen mit Themen des Steely-Dan-Albums „Pretzel Logic“ vergleicht, die mit ihren charmanten Jazz-Verweisen ein besonderes Flair haben, wirkt Goldings Hommage ein wenig farblos. Erst in dem nächsten Titel „Don't Ever Call Me Again“ und in dem von dem Tenorsaxofonisten Wayne Shorter komponierten Albumtitel kommt es zu vitalisierenden Improvisationen. Ansonsten verläuft die angenehm zu genießende Session eher im ruhigen Bereich. In dem Evergreen „I'm In The Mood For Love“ interpretiert Goldings eine Variation eines Arrangements, das er einst für Jim Hall schrieb. Mit seinem in klaren Tönen kreierte melodiosen Solo erinnert Bernstein an den legendären Gitarristen, es schließen sich stimmungsvolle, zwischen Melancholie und Frohsinn pendelnde Orgel-Sounds an. Weitere musikalische Akzente setzen „And Now The Queen“ aus der Feder von Carla Bley und das feierlich klingende „Calm“ des Band-Drummers.

Gerd Filtgen



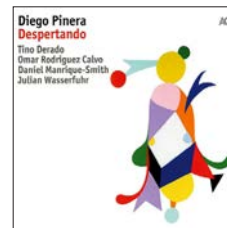
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Sons of Kemet: Your Queen Is A Reptile; Shabaka Hutchings (sax, cl); Theon Cross (tuba); Tom Skinner und Eddie Hick (dr) plus Gäste; Impulse! (CD, 2 LP)

Die Sons of Kemet, gegründet im Mai 2011, die mit zwei Alben dem britischen Jazz einen ähnlich starken Innovationsschub gaben, wie vor ihnen die Jazz Warriors in den 90ern, nahmen jetzt ihr drittes für das legendäre Impulse!-Label auf. Das hatte nach den großen Zeiten von Coltrane, Shepp, Sanders & Co. in den letzten Jahren reichlich Nieten gezogen, der alte Ruf war fast dahin. „Your Queen Is A Reptile“ aber bläst frischen Wind in die erschlafften Segel. Der Frontmann der Band heißt jetzt nur noch Shabaka Hutchings, der Prophet einer äußerst vitalen Szene mit kaum überschaubarer Zahl von Bandprojekten. Bleiben durfte Tom Skinner, mit dem jetzt Eddie Hick im Duett trommelt, nachdem Gründungsmitglieder Seb Rochford (Drums) und Oren Marshall (Tuba) das Weite suchten. Das Konzept mit der Tuba wurde beibehalten, und der Frontmann am Saxofon, benannt nach einem nubischen Pharaoh-Philosophen, hat weitere Holzbläser und eine Chanteuse in die Arche geholt.

Wer bei diesen Rhythmen nicht aufspringt und sich in Trance tanzt, dem ist nun wirklich nicht zu helfen. Brass Bands, Dub-Grooves, Soca – an keiner Stelle ist Spannungsabfall spürbar. Über allem röhrt Shabakas güldenes Horn, faucht und predigt. Seine Wiege stand zwar in London, aber aufgewachsen ist er auf Barbados – und man hört's. Die Liner notes sind eine laute Attacke auf die britische Monarchie. Der Titel jedes der Stücke beginnt mit „My Queen Is...“, und dann werden die schwarzen Heroinnen des 19. & 20. Jahrhunderts gefeiert, sie, die das schwarze Selbstbewusstsein stärken halfen: von Harriet Tubman bis zu Angela Davis, von Mamie Phipps Clark zur südafrikanischen Anti-Apartheid-Aktivistin Albertina Sisulu. Es macht alles Sinn, groovt und tört mächtig an. Trend hin oder her: Die Söhne Kermets machen neugierig auf das, was diese Szene bald sonst noch hochfahren wird. Wow!

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Diego Pinera: Despertando; Diego Pinera (dr, perc, steel dr), Tino Derado (p, acc), Omar Rodriguez Calvo (b), Julian Wasserfuhr (tp, flh) u. a.; ACT / Soulfood

Manchmal hat es ungeahnte Folgen, wenn man den Musikunterricht der großen Schwester stört. „Ihr Gitarrenlehrer fand, dass ich was draufhätte“, erinnert sich der aus Montevideo stammende Schlagzeuger Diego Piñera, dem ACT für sein Label-Debüt „Despertando“ die Tilde aus dem Namen strich: „Wie ich so beim Zuhören den Beat mitklopfte, das sei nicht normal für einen Vierjährigen. Also bekam ich einen Lehrer.“ Und was für einen! Kein Geringerer als Osvaldo Fattoruso, Uruguays Star-Trommler, übernahm für satte 13 Jahre seine Ausbildung, die der gerade Volljährige dann in Havanna, Boston und ab 2003 in Leipzig zur Vollendung brachte. Seither geht es für den inzwischen 37-jährigen Wahl-Berliner steil bergauf.

Auf „Despertando“ widmet sich der Liebhaber vertrackter Odd Meters („krummer Takte, sagt man wohl“) nun erfreulich unnostalgisch den Einflüssen seiner Kinder- und Jugendtage. Und setzt als Erstes mit „Osvaldo por Nueve“ seinem Lehrmeister ein vom in Uruguay populären Candombe inspiriertes Denkmal. Wobei Tino Derado am Piano latin-selig schwelgt und Daniel Manrique-Smith neben feinen Flöten-Lines auch packende Stakkato-Akzente setzt. Danach zieht Ellington's „Caravan“ vergnügt durch Havanna, diskret gelenkt von Omar Rodriguez Calvo am sonoren Tieftöner. Während der Titel-Track mit Akkordeon, Steel-Drums und Julian Wasserfuhrs zartem Horn träumerische Glücksgefühle weckt. In dem entzückenden Reigen der Originals fallen drei Klassiker naturgemäß besonders auf: tänzerisch Sonny Rollins' fameses „St. Thomas“, dessen Melodie Wasserfuhr duftig serviert, wogegen bei Gato Barbieris „Last Tango In Paris“ dem auch gestrichenen Bass die tragende Rolle zukommt. Noch so ein Traum: „La Comparsa“ des Kubaners Ernesto Lecuona, dessen heitere Pracht sich Flöte und Piano brüderlich teilen. Nicht nur da bereichert Diego Pinera den Latin-Jazz mit frischen Farben und delikaten Rhythmen.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Verner Pohjola & Mika Kallio: Animal Image; Verner Pohjola (tp, electronics), Mika Kallio (dr, gongs); Edition

Mit 39 Minuten Spielzeit ist dieses Album etwas kurz, aber durchweg hörens-wert. Der finnische Trompeter Verner Pohjola war uns im letzten Jahr durch sein inspiriertes Album „Pekka“ (2017) aufge-fallen, das seinem Vater, einem namhaften Jazzrock- und Komponisten am E-Bass gewidmet war. Dieses dritte Werk fürs britische Edition-Label mag als Nebenwerk durchgehen, doch tut das der Freude über die Musik keinen Abbruch.

In dem experimentellen Film „Animal Image“ ist die Musik wie eine wortlose Sprache zwischen Mensch und Tier. Er-dacht hatte sich den Film der Schriftsteller und Fotograf Heikki Willamo, zu dessen Bildern nur ein Trompeter und ein Per-kussionist improvisieren, Mika Kallio war schon bei den Aufnahmen zu „Pekka“ da-bei und versteht sich glänzend mit Verner Pohjola. Sie begleiten die Bilderreise in die nordische Wildnis, die wie eine Expedition in prähistorische Zeiten ist. Entsprechend abstrakt, losgelöst von Stilen und Genres des Jazz der Jetztzeit, gerieten diese Im-provisationen, die genauso gut zu Werner Herzogs fabelhaftem Film über Chauvet („Die Höhle der vergessenen Träume“) gepasst hätten, vielleicht noch besser als die sakralen Klänge, die Herzog so liebt.

Die Musik des finnischen Duos hat Poesie und Bodenständigkeit, wirkt ein-ladend und subtil visionär. Pohjola liebt seine Trompete, dieses schwierigste aller Instrumente im Jazz, man hört, wie er den Klängen nachsinnt, die er ihr entlockt. „Als ich die atemberaubend expressiven Aufnahmen zum ersten Mal sah, erkannte ich darin sofort etwas derart Inspiriertes, dass ich mich dem unmöglich entziehen konnte,“ schreibt Pohjola zu dieser Platte. Das Resultat kann man getrost zu den seltenen Alben zählen, die uns seine Trompeter-Kollegen Jon Hassell und Arve Henriksen beschert haben.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Emil Brandqvist Trio: Within A Dream; Emil Brandqvist (dr, perc, synth), Tuomas Turunen (p, celesta), Max Thornberg (b) Skip Records / Soulfood

Mit wonnig wallendem Wohlklang, der seine Zuhörer in audiophiler Duftigkeit „Within A Dream“ umfängt, setzt das „Emil Brandqvist Trio“ nun eine Erfolgs-geschichte fort, die verdächtige Parallelen zu jener der Label-Kollegen vom „Tingvall Trio“ aufweist. Doch während dort der Namensgeber am Flügel eingängige Melo-dien drehselt, zieht Emil Brandqvist vom Schlagzeug aus dezent alle Strippen. Und überlässt in seinen neo-romantisch schwel-gerischen Kompositionen die tragende Rolle dem Pianisten Tuomas Turunen, der ein Dutzend bezaubernder Melodien in flirrendem Farbenspiel auch rhythmisch eloquent erklingen lässt. Die perlen wie eiskalter Champagner meist in den oberen Registern, wobei weder Akkordbrechungen noch gegenläufige Akzentuierungen im Diskant für spannungsreiche, geschweige denn intellektuell anregende Kontraste sorgen.

Was durchaus schale Gefühle hinterlas-sen könnte, gäbe es da nicht den jungen Bassisten Max Thornberg, der mit wohlge-setzten Single-Notes und subtil-sparsamen Lines, auch mal con arco, die tiefen Lücken hübsch sonor ausfüllt. Dazu pulst Emil Brandqvist, der im – hier nur bedingt nach-vollziehbaren – Ruf steht, Europas leisester Schlagzeuger zu sein, prickelnde Cym-bal-Rides, die er mit delikatem Drumming auf Snare und Toms sinnfällig untermalt. Und so dem zwischen traumverlorenen und mitreißenden Emotionen schillernden Spielfluss die mäandernde Richtung vor-gibt. Dass er auch ein kraftvoller Antreiber sein kann, zeigt etwa „View From Above“, wo repetitive Klaviertöne eine hypnotische Sogwirkung entfalten. Es ist ein cleveres Spiel mit vertrauten Klangmustern, das die drei betreiben – und sicher kein Zufall, dass man sich mehr als einmal an Esbjörn Svensson erinnert fühlt. Doch wo der heftige Electronics zugab, lässt der trom-melnde Komponist gelegentlich seinen Bruder Martin an Flöte und Bassklarinette verhalten gehauchte Additive beisteuern.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

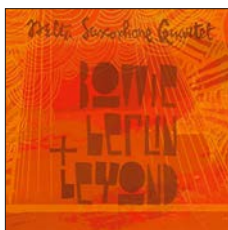
Dave Liebman: Fire; Dave Liebman (ts,s-fl), Kenny Werner (p), Dave Holland (b), Jack DeJohnette (dr) Jazzline / Good To Go

Zu den beliebtesten biografischen De-tails in David Liebman's Karriere zählt der Hinweis auf seine wichtige Funktion in Miles Davis' Electric-Rock-Formatio-nen. Schon damals fiel die Intensität und Ausdauer auf, mit der er seinem Saxofon Kaskaden anspruchsvoller Choruse ent-lockte. Die kreativen Energiewellen, die sich damals im Jazz- und Rock-Ambiente entluden, bestimmen auch heute noch Liebman's Arbeiten.

Seine aktuellste hat einen esoterischen Grundgedanken: Aus den vier Elemen-ten in der Natur wählte er „Fire“ für eine impressionistische Auslegung. In sechs Stücken wird mit gewaltigen Klängen die Dualität des Feuers definiert, das trotz sei-ner zerstörerischen Macht „gleichzeitig auch Wärme, Licht und neue Nährstoffe bedeutet“. Für dieses spannende Projekt engagierte Liebman den Pianisten Ken-ny Werner, Dave Holland am Bass und den Drummer Jack DeJohnette. Schon im ersten Titel „Flash“ veranschaulichen Lieb-mans aufleuchtende Saxofon-Choruse Naturgewalten. Seine Diskurse werden von energischen Piano-Phrasen begleitet, die in ein fulminantes Solo münden. Zusätzlich befeuern die Interaktionen der Rhythmus-gruppe die in dem Stück vorherrschende Spannung. Obgleich Kenny Werner ein verlässlicher Garant für anspruchsvolle moderne Pianistik ist, überrascht er oft wie hier in „Fire“ mit ungewöhnlicher Mo-tivgestaltung. In dem über halbstündigen Titel hat jeder Musiker reichlich Raum für solistische Aktionen.

Das Quartett passt sich Liebman's virtuoser Technik mit Improvisationen von höchstem Einfühlungsvermögen an. In „Flames“ bereitet ein packendes Bass-Intro den Einstieg des Leaders vor. Ähnlich attraktiv ist der Drum-Einstieg, der Liebman im „Inferno“ den Weg zur Improvisation ebnet. Und die konstruktive Kraft, die sie aus „Ashes“ gewinnt, wirft ein bezeichnendes Licht auf das Niveau der Supergruppe.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

The Delta Saxophone Quartet: Bowie, Berlin + Beyond; Graeme Blevins (ss, cl), Peter Whyman (as, cl), Tim Holmes (ts, cl), Chris Caldwell (bs, b-cl); FMR

Saxofon-Quartette waren schwer en vogue, doch ist das lange her. Das World Saxophone Quartet (USA), Itchy Fingers (GB) oder die Kölner Saxofon-Mafia – wo sind sie geblieben? In Frankreich gibt es das fabelhafte Quatuor Machaut, nicht zu vergessen das britische Delta Saxophone Quartet. Chris Caldwell und seine Freunde sind echte Überzeugungstäter, die kühnen Visionen folgen. Ihr neues Werk mit guten Kopfhörern zu erleben wird fast zum 3D-Raumerlebnis. „I hope it gets you dancing“, schrieb mir Chris.

Nach einer außergewöhnlichen Hommage an Soft Machine und einer etwas schwächeren an King Crimson nahmen sie nun ins Visier, was David Bowie mit Brian Eno austüftelte, ergänzt durch den „Alabama Song“ von Kurt Weill, verewigt durch The Doors. Unglaublich: 41 Jahre ist es schon her, dass Bowie mit „Low“ ein ganz neues Kapitel aufschlug. Noch im selben Jahr entstand im Hansa Studio in Berlin „Heroes“, aus dem hier nur der Titelsong gecovered wird, während fast das halbe „Low“-Album neu und komplett anders, „klanginszeniert“ ertönt.

Mit dem Komponisten David Power entwickelten DSQ das Konzept um die „elektronischen Ton-Poeme“ (DP) Brian Enos, die „mir meinen Weg in die zeitgenössische Musik bahnten“. Der von Bowie inspirierte Crossover verläuft zudem via Philip Glass, Michael Nyman und Gavin Bryars, die Eno seinerzeit mit der Obscure-Plattenserie vorstellte.

Die düstere Atmosphäre Berlins lange vor dem Mauerfall beschwört und variiert das DSQ, wobei auch der Link zu Kurt Weill funktioniert. Die subtil arrangierten Songs fügen sich zu einer neuen klischeefreien Instrumentalmusik. Sogar Ryuichi Sakamotos Titelmelodie zum Film „Merry Christmas, Mr. Lawrence“, so simpel sie auch ist, gewinnt an geradezu klassischer Schönheit und lädt wie alles auf „Bowie, Berlin + Beyond“ zum häufigen Wiederhören ein.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Ramón Valle: The Time Is Now; Ramón Valle (p, el-p, vocoder), Omar Rodríguez Calvo (b), Jamie Peet, (dr); Gast: Roy Hargrove (tp, flh); In + Out / In-akustik

Unter den aus Kuba stammenden Jazzpianisten hat Ramón Valle, der seit 20 Jahren in Amsterdam lebt, seine ganz eigene Stimme – virtuos, aber nie so tastentisch mächtig wie Übervater Chucho Valdés, noch so stürmisch wie der junge Gonzalo Rubalcaba. Zwar sind Einflüsse aus der Klassik oder auch vom Dreigestirn Hancock-Corea-Jarrett in seinem Spiel kaum zu überhören, aber aus diesen hat er einen Personalstil entwickelt, der sich jedem Schubladendenken entzieht. Valle spielt nicht vordergründigen Latin Jazz. Er ist ein moderner Jazzpianist, dessen kubanische Wurzeln durchscheinen, ohne seine Musik ganz zu bestimmen. Heiße Conga-Rhythmen sind nicht sein Ding. Valle spielt vorzugsweise im Trio mit seinem Landsmann und langjährigen Bassisten Omar Rodríguez Calvo (auch bekannt vom Tingvall Trio) und von Zeit zu Zeit wechselnden Drummern, aktuell dem Holländer Jamie Peet. Auf dem neuen Album hat er den Trompeter Roy Hargrove als Gast dabei, der sein Faible für kubanische Musik schon mit seinem Projekt „Crisol“ (1997) offenbarte.

Anders als bisher gibt Valle erstmals sein rein akustisches Klangideal auf, um unaufdringlich hier ein Fender Rhodes, da einen Vocoder einzusetzen – was wohl als Musik des Hier und Jetzt zu verstehen ist. Genau dies meint ja der Titel „The Time Is Now“. Im gleichnamigen Stück liegen Fender und gedämpfte Trompete über Klavierakkorden und einem Breakbeat-artigen Drum-Pattern, es folgt ein keyboardlastiges Arrangement von Michael Jacksons „Don't Stop 'Til You Get Enough“, und mit Vocoder-verfremdeter Stimme singt Valle einen Song des kubanischen Nueva-Trova-Pioniers Pablo Milanés. Das kommt in der Tat sehr hier-und-heutig rüber. Am persönlichsten aber klingen sicher die Widmungen an Valles kurz nacheinander verstorbene Eltern: „Te extraño (Dancing with My Mother)“, „Mamita, yo te quiero“ und „For My Father“.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

3MA: Anarouz; Ballaké Sissoko (kora), Driss El Maloumi (oud), Rajery (valiha) Mad Minute Music / Galileo

Der ungarische Staatschef Viktor Orbán meinte zum Thema Migration: „Wir wollen nicht, dass unsere Farbe mit anderen vermischt wird.“ Der UN-Hochkommissar Said Raad al-Hussein nannte den Rechtspopulisten daraufhin einen Rassist. Auch uns, die wir den Jazz als Teil geistiger Nahrung brauchen, muss Orbáns Satz erzürnen, denn: „Wir sind ein bunt gemischtes Ganzes“ (Che Guevara).

Ein leuchtendes Beispiel ist dieses nach zehn Jahren (!) zweite Album dreier großer Musiker aus Mali, Marokko und Madagaskar. Was der unvergleichliche Rajery auf der Valiha, einer großen horizontal gespielten Bambusharfe, kreiert, sucht seinesgleichen. Music for body and soul. Es steht im engen Dialog mit Ballaké Sissokos Koraspiel, einer 21-saitigen Harfe, dem Instrument der Griots. Zwischen ihnen vermittelt Driss El Maloumi am Oud, dem „Sultan“ der arabischen Musik. Ein paar Verszeilen stehen dem zehnteiligen Tonzyklus voran: „Zu viele Wellen. Wo ist das Licht? Wo bist du, Sonne? Zu viel Düsternis. Nur Dunkelheit umhüllt die Erde.“ Wer dachte da nicht an ein mit Flüchtlingen überfülltes, schrottartiges Schlepperboot, das übers nächtliche Mittelmeer treibt? Die Musik von 3MA soll Mut machen, und das tut sie, als Aufforderung dienend, die Heimat nicht zu vergessen. Auch in Zeiten, wo hierzulande Moscheen angezündet werden, an manchen Wochenenden bis zu zwei Dutzend.

Irgendwann dachte ich an „Friday Night In San Francisco“ von McLaughlin/De Lucia/Di Meola und verspürte ein ähnliches Aha-Erlebnis. Hier sind zwar auch Virtuosen am Werk, die sich aber mitnichten gegenseitig übertreffen wollen. Ihr filigranes Spiel ist ganz vom Kollektiv geprägt, einem wundervollen Geben und Nehmen, dem Offenlegen verborgener Verbindungen über endlose Weiten. Pure Magie.

Karl Lippegaus